

ES LIEGT KEIN ANTRAG VOR



Johanna Richter

ES LIEGT KEIN ANTRAG VOR

Unerhörtes aus dem Alltag
einer Jobsuchenden

Mit Illustrationen von Jana Moskito

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

Vorwort: Arbeitslos zu sein ist nichts für Feige!	6
1. Es liegt kein Antrag vor	9
2. Luxusprobleme am Anfang	17
3. Weiblich, ledig, jung sucht ...	23
4. Ohne Antrag keine Nummer	31
5. Zu viel für mich	39
6. Das kann dauern	47
7. Kein Anschluss ohne Nummer	55
8. Probe kochen ...	65
9. Sachbearbeiter 1 und 2	73
10. Wegen Krankheit geschlossen	81
11. Der rote Panda	87
12. Mau-Mau	93
13. Herzklopfen und so	101



14.	Vier Wochen Praktikum	113
15.	Ein Vertrag, oder?	119
16.	Noch mehr Praktikum	125
17.	Raus aus dem System	131
18.	Viele Köche verderben den Brei	139
19.	Der Umbesteller	147
20.	Warte, warte, nur ein Weilchen	155
21.	Kannst du denn kochen?	161
22.	Eine Yuccapalme namens Ines	169
23.	Taxi, Taxi	181
24.	Im Rahmen meiner Möglichkeiten	193
25.	Und täglich grüßt das Murmeltier	201
26.	Jetzt wird es schwer	213
27.	Ihre Bestellung, bitte?	223

ARBEITSLOS ZU SEIN IST NICHTS FÜR FEIGE

Arbeitslos? Das werden nur die, die sich nicht anstrengen, die nicht arbeiten wollen. Arbeitslose Jugendliche? Das sind die, die keinen ordentlichen Schulabschluss gemacht haben, die nichts lernen wollen, sich nicht um einen Ausbildungsplatz bemüht haben. Hartz-IVler? Das sind Sozialschmarotzer, Abzocker, Faule, die sich auf Kosten der Steuerzahler ein schönes Leben machen.

Diese Vorurteile sind weit verbreitet, ich hatte sie zum Teil auch. Und arbeitslos? ICH? Niemals. Ich habe einen guten Schulabschluss gemacht, meine Lehre mit Bravour abgeschlossen und sofort einen Job gefunden. Ich konnte sogar zwischen mehreren Ausbildungsplätzen und Jobangeboten wählen. Mein Leben als Berufstätige verlief in sicheren Bahnen.

Doch dann schlug das Schicksal zu. Ich verlor meinen Job und geriet in die Mühlen der Ämter. Diese Zeit war die härteste Zeit in meinem bisherigen Leben. Tage-, nein, wochenlang habe ich die Zähne zusammengebissen, in einer kalten Wohnung gehockt, bin zu Freunden gefahren, um heiß duschen zu können. Ich habe erfahren, dass es modernes Sklaventum gibt – Arbeitgeber, die Arbeitssuchende und ihre hilflose und abhängige Position gegenüber den Ämtern skrupellos ausnutzen. Einmal gekündigt, hat man schon eine schlechtere Stellung auf dem Arbeitsmarkt. Da hinterfragt kaum jemand, warum man die Stelle verloren hat – es muss an einem selbst liegen. Und das bedeutet, dass man Schwächen hat, Fehler, nicht gut ist ... was auch immer. Es bedeutet, dass man für den Arbeitsmarkt nicht mehr interessant ist.

Ich war den Ämtern und den Sachbearbeitern ausgeliefert. Tanzte ich nicht nach ihrer Pfeife, drohten Kürzungen und Sanktionen. Wie ein vollwertiger Mensch habe ich mich nicht mehr gefühlt, sondern schuldig, missraten, verloren.

Was mir passiert ist, passiert vielen heutzutage. Und nein, sie sind nicht arbeitsscheu, nicht doof, keine Schmarotzer. Die soziale Hängematte ist sehr grob geknüpft – obwohl sie sicherlich noch viel besser ist, als in manch anderen Ländern – und durch die Maschen kann man durchfallen. Und man fällt tief, vor allem im Ansehen.

Ich habe dieses Buch geschrieben, damit es endlich eine Gegenaussage zu den Stammtischparolen gibt, die die Hartz-IVler als faule Schmarotzer verteufeln. Dies ist keine Anleitung, wie man möglichst viel Geld vom Staat erschnorrt, das weiß ich nämlich nicht. Dies ist ein Überlebensbericht.

Im Nachhinein kann ich viele Dinge mit Humor sehen, aber in der Situation war es gar nicht lustig. »Es liegt kein Antrag vor« – diese Worte höre ich manchmal immer noch in meinem Kopf, und sie lassen mich gruseln.

Ich möchte aufklären und Mut machen. Aufklären darüber, dass nicht alle, die keine Arbeit haben, selbst schuld oder zu faul sind, und Mut machen denjenigen, die noch keine Arbeit gefunden haben. Versucht es weiter! Denn eins hat mich diese Zeit gelehrt: Aufgeben gilt nicht. Und alles ist besser, als vom Amt abhängig zu sein.

Ihre Johanna Richter



ES LIEGT KEIN ANTRAG VOR

Es ist Ende Februar und es schneit. Das ist im Grunde nicht ungewöhnlich für dieses Datum, aber der gemeine Niederrheiner kommt mit Wasser in dieser Form nur schlecht zurecht. Außerdem ist es bitterkalt. Draußen, aber auch in meiner Wohnung. Vor zehn Wochen habe ich meine Kündigung erhalten und mich umgehend arbeitslos gemeldet. Seit acht Wochen bin ich arbeitslos und seitdem habe ich kein Geld erhalten. Ohne Geld keinen Strom und kein Gas. Fünf Wochen haben sich die Stadtwerke noch vertrösten lassen, aber dann war Schluss mit lustig. Mein Anschluss wurde gesperrt. Vorgestern. Es ist kalt, bitterkalt. Wieder rufe ich beim Amt, genauer gesagt bei der »Bundesagentur für Arbeit« an. »Ich werde das überprüfen.« Das ist die Standardaussage; auch wenn sie nicht vom Band kommt, klingt sie doch immer gleich eintönig. »Wir melden uns bei Ihnen.«

Seit acht Wochen wollen sie sich melden, aber sie tun es nicht. Das Wasser ist kalt, die Wohnung ist kalt, mir ist kalt. Es gibt keine Möglichkeit, heißen Tee zu kochen, und Waschen mit kaltem Wasser erfrischt nur im Hochsommer. Jetzt ist Schluss mit lustig. Ich gönne mir eine eisige Katzenwäsche (geduscht habe ich gestern

zum Glück bei einer Freundin) und ziehe mich an. Zwiebellook. Das ist weder hip noch trendig, aber die einzige Möglichkeit, nicht zu erfrieren. Dann mache ich mich auf zum Amt. Nein, ich habe keinen Termin, aber NEIN, ich habe auch kein Geld und keinen Strom und kein Gas.

Vor einigen Wochen haben sie die Stelle für jugendliche ALG-II-Bezieher auch in dieses Gebäude verlegt, so mache ich zum ersten Mal Bekanntschaft mit meinen zukünftigen Leidensgenossen. Allerdings – ich fühle mich nicht zugehörig. Etwa zehn junge Menschen unter 25 stehen vor dem Eingang mit der Drehtür. Alle rauchen. Alle haben ein Handy in der Hand. Meist ein schickes Smartphone. Wow! So schlecht kann es ja gar nicht sein, von ALG II zu leben, wenn sie sich das leisten können. Ich werde vermutlich auch bezuschussendes ALG II beantragen müssen. Das geht aber erst, wenn ich die Bescheinigung für ALG I habe und die ... sagte ich ja schon, lässt auf sich warten.

Smartphones haben sie, aber auch eine Art Uniform. Die ist weniger wow. Alle, aber auch wirklich alle männlichen Exemplare der Gattung tragen Jogginghosen. Und bei allen scheint der Gummizug defekt zu sein, die Hosen hängen unter dem Hintern und zeigen bunte Boxershorts. Frieren die nicht?

Die weiblichen Exemplare haben High Heels an. Und durchlöchernte oder bunt gemusterte Strumpfhosen. Und kurze Röcke. Auch die, die aussehen, als wären sie eine Presswurst. Und alle tragen lang – lange Haare und lange Fingernägel. Beides ziemlich bunt. Mich schüttelt es. Die Mädels zumindest frieren, man sieht es ihnen an.

»Ey, Alda!«, keift eins der Mädchen und zieht heftig an ihrer Zigarette. »Hasse schon den Antrach gestellt? Wo der die das Zuschuss bezahlen?«

»Fresse, Ische. Kümmer dich um deinen Scheiß, ey!«

Netter Ton, denke ich.

Ein Mädchen lässt alle an ihrem Leben teilhaben. Sie telefoniert.
»Alda! Is Schenni inne Kindi?«

Ich überlege, was das heißen kann.

»Schenni ihre Tasche liegt inne Zimmer. Die muss inne Kindi, die nervt sonst nur.«

Kindi – Kindergarten? Schenni – okay, das ist ein Name, das soll Jenny heißen. Redet das Mädchen über ihre kleine Schwester? Älter als 17 kann sie ja nicht sein, schätze ich, trotz der meterdicken Schicht Schminke, die sie aufgetragen hat.

»Ey, Mann, ey, ich bin allainaziehend ey, die muss inne Kindi, sonst pack ich das nich«, brüllt sie in ihr Smartphone.

Der nächste Schneeschauer geht nieder und ich drücke mich an der Gruppe vorbei und betrete die Halle des Arbeitsamtes. Rechts geht es zur ALG-I-Abteilung, links zum ALG II. Dort ist ein großer Wartebereich. Frauen mit riesigen Plastiktaschen sitzen dort und starren Löcher in die Luft. Als ich das erste Mal hier war, habe ich überlegt, ob man hier irgendwo etwas einkaufen kann. Kann man nicht. Weiß ich inzwischen.

Die Männer telefonieren oder spielen auf ihrem Handy. Oder starren auch. Nur ganz selten unterhalten sich welche miteinander und dann geht es um verschiedene Anträge. Oder um das Wetter. Aber dazu ist ja seit Wochen eigentlich alles gesagt.

Ich gehe zum Empfang des ALG-I-Bereichs und nenne meinen Namen.

»Haben Sie einen Termin?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie sich telefonisch einen Termin geben.«


»Ich warte darauf, dass mein Antrag endlich bearbeitet wird.«

Er schaut mich nur an, sagt nichts.

»Das ist aber bisher nicht passiert!« Meine Stimme wird lauter.

»Das tut mir leid, das kann schon mal ein paar Tage dauern«, sagt er unverbindlich.

»Die paar Tage sind inzwischen acht Wochen!«, sage ich noch lauter. »Ich habe seit acht Wochen kein Geld mehr. Gar nichts. No-thing. Niente.«



Haben Sie einen Termin?
Es liegt uns kein Antrag vor.

Haben Sie einen Termin?

»Das tut mir leid, aber dafür kann ich nichts.« Jetzt sieht er mich streng an. »Sind Sie hier denn überhaupt richtig? Hier ist die Stelle für AR-BEITS-LOSEN-GELD, für Leute, die ihre Arbeit verloren haben. Hartz IV gibt's da drüben«, erklärt er mir, als wäre ich drei Jahre alt.

»Ich habe meine Arbeit verloren«, sage ich. »Vor acht Wochen. Seitdem warte ich auf Geld.«

»Und Sie haben schon einen Antrag gestellt?«

Ich zwinge mich, ein paar Mal ruhig ein- und auszuatmen. »Ja, vor zehn Wochen, als ich die Kündigung erhalten habe, war ich direkt hier.«

»Wirklich?«

Oh Gott, wäre der Typ nicht lieber irgendetwas geworden ohne Kundenkontakt?

»Ja, wirklich.« Ich lächle. Es ist ein unechtes Lächeln, denn eigentlich bin ich wütend, sehr wütend sogar.

»Ich schaue mal nach«, sagt er und tippt etwas in den Computer. »Ihr Name bitte.«

»Richter«, sage ich, »Johanna Richter.«

Er gibt den Namen ein und starrt dann auf den Bildschirm, als ob dort die Lottozahlen für das nächste Wochenende stehen würden. Dann schüttelt er den Kopf. »Wie wird das geschrieben?«

Ich buchstabiere meinen Namen. Langsam. Er schaut wieder auf den Monitor, tippt etwas, schaut.

»Es liegt keine Benachrichtigung vor«, sagt er bedauernd. Echt klingt das aber nicht.

»Deshalb möchte ich mit jemandem sprechen. Ich habe inzwischen weder Strom noch Gas und bald fliege ich aus meiner Wohnung.«

»Das tut mir leid.« Er schaut mich an, sieht mir über die Schulter, da wartet noch jemand. »Haben Sie einen Termin«, fragt er mich dann.

WAS? Vielleicht ist das gar kein Mensch, sondern ein Hologramm oder so. Eine fleischgewordene Bandansage.

»Nein, ich habe keinen Termin.«

»Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Rufen Sie an und vereinbaren Sie einen Termin.«

Gleich. Platze. Ich.

»Ich habe angerufen. Mehrfach. Ich bekomme erst einen Termin, wenn mein Antrag bearbeitet ist. Das ist er aber offensichtlich noch nicht. Jetzt will ich wissen warum!«

»Das kann Ihnen nur ein Sachbearbeiter sagen.«

»Ja, und deshalb will ich mit einem sprechen.«

»Nicht ohne Termin.«

»Ich bekomme aber keinen Termin.«

»Das tut mir leid. Rufen Sie an.«

Nein. Nein, ich werde mich nicht so abspeisen lassen. Nein, ich werde nicht noch länger warten. Nein.

»Ich möchte jetzt und hier mit jemandem sprechen. Heute. Auf der Stelle. Ich habe keinen Termin, ich habe keine Arbeit, ich habe kein Geld. Bald sitze ich auf der Straße. Dann sind Strom und Heizung mein kleinstes Problem. Ich dachte, das wäre in diesem Sozialstaat nicht möglich. Ich bemühe mich um eine neue Arbeit und hoffe, bald eine zu finden, aber bis dahin brauche ich GELD!«

»Aber Sie haben keinen Termin.«

Das ist doch die Höhe.

»NEIN!«

Wenn er jetzt wieder sagt, dass es ihm leidtut, wird es ihm wirklich leidtun!

Ich schnaube hörbar durch die Nase. »Sie wollen mir also sagen, dass ich nach Hause gehen soll, wo es eisig kalt ist, ich weder warmes Wasser noch Strom habe, und dort warten, bis man mir einen Termin gibt, den ich ja erst bekomme, wenn mein Antrag bearbeitet wurde, der anscheinend aber immer noch nicht bearbeitet wurde. Habe ich das richtig verstanden?«

»Ja, sehr richtig, anders kann ich Ihnen auch nicht helfen.« Er lächelt. Ein Zahnpastawerbelächeln.

»Und wie Sie mir gleich weiterhelfen! Ich habe wahrscheinlich bald nicht einmal mehr eine Wohnung und ich lass es nicht so weit kommen.«

»Und was soll ich Ihrer Meinung nach jetzt tun?«

Boah, kann das wahr sein? Versteht er mich nicht? Vielleicht war er auf der Waldorfschule und ich muss ihm jetzt vortanzen, wie ernst die Lage ist, damit ich endlich mit jemandem sprechen kann.

»Sagen Sie mir doch bitte einfach, in welche Etage ich muss.«

»Haben Sie einen Termin?«

Ich drehe mich auf der Stelle um. Der muss irgendwo so einen Speicherchip haben. Der kann nicht echt sein. Das ist einfach zu viel des Guten, ich kann mit so einem Menschen nicht weiterreden. In mir brodelt die Wut. Ich gehe hinaus, vorbei an allen Schennis, Kevins und Pascals, die immer noch rauchend vor dem Eingang stehen. Bekomme gerade noch mit, wie einer sagt: »Ich muss jetzt wieder hoch zum Leistungstest, yeah, dann bekomme ich bestimmt 'nen super hammer Job, mit viel Kohle.«

Ja, ganz sicher bekommst du diesen Job, denke ich. Oh Mann. Und in dieser Gesellschaft befinde ich mich jetzt. Ich.



LUXUSPROBLEME AM ANFANG

Ich bin 21 Jahre und habe bisher alles richtig gemacht. Die Schule habe ich mit einem guten Realschulabschluss verlassen und eine sehr gute Ausbildung zur Köchin in einem sehr guten Hotel absolviert. Und jetzt muss ich mich mit Leuten rumschlagen, die nicht raffan, dass ich ohne Termin mit jemandem sprechen muss, und werde mit Leuten in einen Topf geworfen, die wahrscheinlich nicht einmal einen Abschluss in der Tasche haben, aber »janz viel Kohle« verdienen wollen.

Genervt und friierend gehe ich zur Haltestelle. Ich habe ein Ticket, das auch schon seit acht Wochen nicht mehr gültig ist, ich fahre hin und wieder auf gut Glück damit, bisher hat es geklappt. Dabei fühle ich mich jedoch mies – so etwas macht man nicht, habe ich gelernt. Aber jetzt bin ich fertig mit den Nerven und das Wetter tut sein Übriges – ich mag nicht laufen. An der Haltestelle steht ein Mädchen, sie muss in meinem Alter sein, mit einem Kinderwagen.

Kinder, ich liebe Kinder. Ich habe während der Schulzeit sogar ein Praktikum in einem Kindergarten gemacht und darüber nachgedacht, Erzieherin zu werden. Aber letztendlich hat es mich doch in die Gastronomie gezogen. Und eigene Kinder – irgendwann, in

weiter, weiter Ferne, aber sicher nicht jetzt. Ich bin ja gerade erst 21. Ich will leben, und dazu gehören auch eine Arbeit und eben Geld. Und ich habe im Moment weder noch. Scheiße!

Jetzt habe ich richtig schlechte Laune. Wie soll es denn nun weitergehen? Ich muss schauen, wie ich an Geld, einen neuen Job und vor allem an eine Lösung komme.

Dabei konnte ich mich eigentlich schon immer gut durchsetzen. Schließlich habe ich eine Kochausbildung in einer fast reinen Männerküche gemacht, in einer fast reinen Männer-Berufsschulklasse. Ohne Witz, wir waren fünf Mädchen in der Berufsschule in meiner Klasse – und 30 Jungs.

Das war fast immer lustig, aber nicht immer einfach.

»Mädchen sind zum Spülen und Schnippeln da«, hieß es im Blockunterricht.

Und was durften die Männer? Richtig, kochen. Dagegen habe ich mich gewehrt. Mein Ausbilder im Hotel hat mich unterstützt. Den anderen Mädchen war das egal, sie wollten später in eine Großkantine oder in kleinere Restaurants. Ich nicht. Ich will Karriere machen. Ich liebe es, in der Küche zu stehen, die Hektik, der Dampf, die Hitze um mich herum. All die Aromen. Das Scheppern der Töpfe, das brodelnde Wasser, das zischende Fett – und das Gebrüll. In der Gastronomieküche wird viel gebrüllt. Es fliegen auch schon mal Töpfe und Pfannen, manchmal sogar Untertassen. Dennoch habe ich einen guten Abschluss gemacht, habe mich nie einschüchtern lassen. Klar, es war mitunter schwer, sich nicht alles zu Herzen zu nehmen, und man musste sich den Respekt bei den Jungs in der Küche erst einmal verdienen. Aber wenn man mit drei Brüdern aufwächst, da macht man das schon irgendwie, immer durchbeißen.

Und nun soll ich scheitern? Einfach aufgeben? Ich schaue wieder zu dem Mädchen mit dem Kinderwagen.

Sie lächelt mich an: »Du warst auch aufm Amt, hab dich gesehen. Als ich mit der Schule fertig war, bekam ich mein Erstes und nun habe ich schon das Dritte.« Sie zeigt auf den Kinderwagen.

»Rechnet sich, bekomme knapp 460 Euro nur Kindergeld und dann noch 'ne Menge dazu, ohne Problem, dat rechnet sich echt, oder? Wie viele hast du?«

Drei Kinder, oh Mann, die gute Frau hat drei Kinder. Das rechnet sich. Ganz bestimmt. Kinder kosten ja nichts.

Nein, so will und so werde ich nicht enden.

Aber jetzt brauche ich erst einmal jemanden, mit dem ich reden kann, der mit mir reden will. Anders als der Typ vom Amt. Der Automat. Meine Wut auf ihn ist fast verrauch, doch die Verzweiflung über meine Lage bleibt. Soll ich zurückgehen und es wieder versuchen? Nein, ich brauche erst seelischen Beistand. Ich brauche meine Freundin Maria. Oder meine Mutter.

Erst einmal zu Maria.

Wir sind schon seit der Grundschule befreundet. Sie hat letztes Jahr Abitur gemacht und ich meine Ausbildung abgeschlossen. Nun macht sie ein freiwilliges soziales Jahr und denkt darüber nach, was sie wirklich machen will.

Ich wusste das schon lange. Immer schon habe ich gerne mit meiner Mutter zusammen gekocht. Es hat mir Spaß gemacht, neue Sachen auszuprobieren, Rezepte zu variieren, Menüs zusammenzustellen. Als ich 15 war, habe ich bei einem kleinen privaten Theater erst an der Kasse gegessen und dann, in der folgenden Saison, gekellert. Es gab Getränke und kleine Speisen, es war eng, laut und hektisch, und es hat mir viel Spaß gemacht. Ich kann zupacken, ich bin belastbar, ich bin nicht arbeitsscheu. Schon im neunten Schuljahr stand für mich fest, dass ich in der Gastronomie arbeiten wollte.

Ich wusste, dass ein Job in der Küche kein Zuckerschlecken ist, vor allem nicht für Frauen. Aber ich wollte es probieren.

Deshalb bewarb ich mich bei verschiedenen Restaurants um Praktika. Das erste war in den Herbstferien – Martinsganszeit. In den fünf Tagen, die ich da war, hatten mehr als zwölf Gesellschaften und Firmen Gansessen gebucht. Zwischen 15 und 70 Gäste jeweils.

Bei uns zu Hause gab es nie Klöße aus dem Kochbeutel und auch nie Rotkohl aus dem Glas, aber die Mengen, die hier zubereitet wurden, überstiegen doch etwas die normalen Verhältnisse. Ich stampfte kiloweise Kartoffeln, rollte Hunderte von Klößen, schnippelte kistenweise Äpfel und Zwiebeln. Es war lustig, hektisch, aber lustig.

Am Ende des Praktikums sagte mir der Chef, dass ich mich jederzeit bewerben könne. Das nächste Praktikum war ein paar Wochen später, kurz nach Weihnachten in einem großen Hotel, eine der besten Adressen am Ort. Ich war so stolz, dass ich dort Probe arbeiten durfte. Und ein wenig Schiss hatte ich auch. War es in dem alteingesessenen, bürgerlichen Restaurant doch recht familiär zugegangen, herrschte im Hotel ein anderer Ton. Der Küchenchef hatte einen Stern erkocht und legte viel Wert auf Qualität. Es gab ein Restaurant und ein Bistro und natürlich auch noch die Bestellungen aufs Zimmer. Silvester wurde ein großer Ball gefeiert. 70 oder 100 Mal ein Gericht, mit einigen Variationen, gleichzeitig schicken zu müssen, war eine Herausforderung. Ein Buffet mit vielen verschiedenen Speisen herzustellen und gleichzeitig noch à la carte zu kochen, eine ganz andere.

Ich durfte vor allem Zwiebeln und Kartoffeln schälen, Speisen in die Kühlung bringen oder von dort holen. Am Ende der Woche hatte ich einen guten Einblick in die gehobene Küche bekommen. Das ist nicht so wie bei den Fernsehköchen, die immer einen witzigen Spruch auf den Lippen haben, es ist Knochenarbeit. Aber eine ganz wunderbare Knochenarbeit. Auch hier wurde mir gesagt, dass ich mich bewerben könnte, versprechen wollte man mir aber nichts. War ich mir nach dem ersten Praktikum so sicher gewesen, dass ich schon den Ausbildungsplatz gefunden hätte, so war mir am Anfang des Jahres klar, dass ich in das Hotel wollte. Auch das dritte Praktikum in einem weiteren Restaurant brachte mich nicht davon ab. Ich schrieb insgesamt fünf Bewerbungen und schickte sie ab. Und dann wartete ich und hoffte. Zwei Zusagen kamen prompt – das alteingesessene Restaurant und das andere, in dem ich ein Praktikum

gemacht hatte. Okay. Aber was war mit dem Hotel? Ich wartete und hoffte, wusste, dass es etliche Mitbewerber, aber nur zwei Ausbildungsplätze gab.

Dann endlich kam der Brief mit dem Hotellogo. Er lag auf dem Tisch, als ich mittags aus der Schule kam. Meine Mutter war bestimmt ebenso aufgeregt wie ich. Ich machte auf ... und es war die Zusage. Wahnsinn. Irgendwie kam es mir vor, als hätte ich plötzlich ein Luxusproblem – drei Ausbildungsstellen zur Auswahl. Aber im Grunde hatte ich mich ja schon entschieden. Ich sagte dem Hotel zu und den anderen ab. Es war ein gutes Gefühl.

Und dann kam der letzte Schultag. Ich hatte einen guten Real- schulabschluss erreicht, hätte sicher auch noch andere Möglichkeiten gehabt, aber ich war glücklich mit meiner Entscheidung. Ich würde Köchin werden. Vielleicht würde ich irgendwann ein eigenes Restaurant haben oder in einem großen Hotel eine gute Position. Davon träumte ich. Außerdem war ich natürlich aufgeregt. Mit mir zusammen fing ein Junge an, natürlich. Es gab nur zwei weitere Frauen unter den 16 Köchen und Auszubildenden in dem Hotel.

Ich bin, zugegeben, keine Riesin. Im Gegenteil, ich bin noch nicht mal ganz 1,60 Meter groß. Würde ich mich durchsetzen können? Würden sie mich ernst nehmen? Und überhaupt, wie würde das werden? Ausbildung, das klang so formell. Jetzt begann der Ernst des Lebens, irgendwie. Wobei, das hatte meine Mutter jedes Mal lachend gesagt, wenn einer von uns vieren in den Kindergarten, danach in die Grundschule und schließlich in die weiterführende Schule ging. Es war ja auch jedes Mal ein einschneidendes Erlebnis gewesen, aber sie, unsere Mutter, war irgendwie immer an unserer Seite. Ich bin die Zweite von uns Geschwistern, mein großer Bruder machte im selben Jahr Abitur und begann ein Studium. Ich hatte nur einen Realschulabschluss und würde Köchin werden. Darüber dachte ich auch nach, ich komme aus einer Akademikerfamilie. Aber meine Mutter bestärkte mich in meinem Wunsch.

Sie sagte: »Ein Titel oder ein Hochschulabschluss machen keinen Menschen aus. Eine gute Ausbildung ist viel mehr wert als ein abgebrochenes Studium. Und es ist dein Leben, das einzige, das du hast. Du musst es leben. Für dich und nicht für andere. Wenn es dein Traum ist, Köchin zu werden, dann setze alles daran. Alexander will Biologe werden. Das ist sein Traum. Und keiner ist besser als der andere.«

Ich war froh, dass meine Mutter so dachte, aber trotzdem aufgeregt. Wie würde das wohl werden? Und würde ich es schaffen? Ich wollte es unbedingt.